

Tommy Orange: „Verlorene Sterne“

Eine andere Art der Great American Novel

Von Marie Schoeß

Deutschlandfunk Kultur, Lesart, 19.08.2024

Die Geschichte der Native Americans: Tommy Orange verfolgt in seinem tieftraurigen Roman „Verlorene Sterne“, wie sich Traumata von Generation zu Generation vererben – bis heute.

2018 stellte der Schriftsteller Tommy Orange seinen Debütroman vor: „Dort dort“ wurde zum Bestseller, nominiert für den Pulitzer-Preis und gefeiert von der Kritik, weil es Orange – selbst Mitglied der Cheyenne- und Arapaho-Tribes – in dem Roman gelang, die Traumata der indigenen Bevölkerung greifbar zu machen. Orange konzentrierte sich damals auf Nachfahren von Native Americans, Menschen unserer Zeit. Allesamt rangen sie mit ihrer Identität, mit der Frage, was es heute bedeutet, in den USA zu leben und sich dem indigenen Erbe zu stellen.

Sein neuer Roman ist zugleich Fortsetzung wie Vorgeschichte dieses Debüts. In „Verlorene Sterne“ spinnt Tommy Orange die Lebensgeschichten einiger seiner Figuren weiter: allen voran die Geschichte von Orvil Red Feather, einem jungen Mann aus Oakland, der in „Dort dort“ bei einem Powwow, einem Fest, auf dem er sich seiner indigenen Identität nähern, mit anderen Indigenen tanzen und feiern wollte, angeschossen wird und im Krankenhaus landet.

Gleichzeitig wagt Orange in diesem Roman – stärker noch als im Debüt – eine historische Perspektive. Er erzählt Orvils Familiengeschichte und geht dafür über 150 Jahre in der Historie zurück – bis in die Zeit von Jude Star, einem Vorfahren Orvils, der das Massaker von Sand Creek überlebte, bei dem 1864 über 100 Indigene getötet wurden.

Fast zwei Jahrhunderte US-Geschichte

Mit ihm, Jude Star, beginnt die Erzählung, die sich – Kapitel für Kapitel – in die Gegenwart vorarbeitet und einen Stammbaum von Überlebenden, Davongekommenen, Traumatisierten vorstellt. Jude Stars Sohn zum Beispiel wird auf ein Internat, eine perfide, rassistische Erziehungsanstalt, gezwungen – eingerichtet, um Native Americans vor allem eines zu lehren: dass ihre Herkunft ein Makel ist, der ausgemerzt werden muss, wollen sie wirklich Mensch werden. Was in diesem Internat an Kindern getestet wurde, die konsequente Entmenschlichung und Entfremdung von ihrer Identität, hatte man zuvor an den Erwachsenen erprobt.

Und auch dieser Angriff auf indigene Kultur, indigenes Leben gehört zu Orvils Familiengeschichte: Jude Star wird, da hat er das Massaker gerade überlebt, zusammen mit

anderen seines Stammes als Kriegsgefangener genommen und in ein Gefängnis verschleppt. Weiße reisen dorthin, um sich die „Indianer“ anzuschauen, ihre Kunst zu kaufen, zu studieren, wie sie tanzen, sich kleiden. Und sie selbst? Internalisieren den Blick von außen, entfremden sich zunehmend von der eigenen Identität.

Ein Reigen von Trauma-Erzählungen

Jede weitere Generation, jedes weitere Schicksal ist ein neuer Beleg dafür, wie konsequent an der Vernichtung der indigenen Bevölkerung gearbeitet wurde und wie viele Formen diese Versuche annahmen. Nie aber benutzt Tommy Orange seine Figuren einfach als historisches Anschauungsmaterial. Jedem Charakter gönnt er die Komplexität, die in einem Menschen steckt, versucht zu verstehen, wie das Trauma in jedem und jeder nachwirkt, ohne sie darauf zu reduzieren.

Jude Star zum Beispiel stellt irgendwann das Sprechen ein, kein Wort kommt ihm mehr über die Lippen. Und Orvil ist, als er aus dem Krankenhaus entlassen wird, süchtig nach den Schmerzmitteln und sich nur allzu bewusst, dass er sich so, angegriffen und abhängig geworden, endgültig in die traurige Tradition seiner Familie einschreibt, in der Abhängigkeit ein Leitmotiv ist.

Kontinuität der Geschichte

Tommy Orange balanciert insofern gekonnt auf dem schmalen Grat zwischen Individuellem und Allgemeinem. Und gerade weil er dem Individuellen so viel Raum gibt, weil er für jede Geschichte eine eigene Erzählweise, einen eigenen Ton findet, wird die Kontinuität der Geschichte spürbar. Nicht bloß im gewaltvollen Zugriff auf das Leben dieser Familie, sondern in der Wirkung, die diese Vernichtungsversuche haben.

Die Müdigkeit, die seine Figuren bei aller Widerstandsfähigkeit erfasst hat, verbindet sie miteinander, ebenso die Sucht: Ausdruck einer Sehnsucht, immerhin momentweise erlöst zu werden. Am Ende steht die kaum aussprechbare Frage, ob sich der Kampf ums Überleben lohnt, wenn eine Zukunft in diesem Land ohnehin so schwer vorstellbar ist.